

Milde Blicke auf grosse Blöcke

Die Geschichte der Göhner-Plattenbauten in der Schweiz

«Göhnerswil» war vor 40 Jahren Schimpfwort für Volketswil und den Städtebau, den Ernst Göhner und sein Unternehmen in Vororten von Zürich und Genf realisierten. Nun ist dieses Stück Schweizer Siedlungsgeschichte historisch aufgearbeitet worden.

Paul Schneeberger

«Die Platte» – Bauten aus vorgefertigten Betonplatten – wird gemeinhin mit der DDR in Verbindung gebracht. Zwar sind die ungezählten Siedlungen, die in Deutschlands Osten so erstellt wurden, bis heute Mahnmale des einstigen Arbeiter- und Bauernstaates. Aber auch in Westeuropa wurde diese rationelle Art des Siedlungsbaus angewandt, um der Wohnungsnot zu begegnen, die das Wirtschaftswachstum nach dem Ende des Zweiten Weltkriegs begleitete.

14 Orte, 9000 Wohnungen

In der Schweiz hatten Plattenbauten ein Synonym, und das hiess Göhner. Ernst Göhner hatte sich vom Schreiner und Glaser aus dem Zürcher Seefeld zum international tätigen Bauunternehmer hinaufgearbeitet. Wie Gottlieb Duttweiler war der im Jahr 1900 Geborene vom Drang beseelt, Abläufe zu rationalisieren. Hatte der Migros-Gründer aus dem Lädli eine Frühform des Discounts gemacht, so industrialisierte Göhner den Wohnungsbau.

Ab Mitte der 1960er Jahre realisierten er und sein Unternehmen an 14 Orten in den Grossebenen Zürich und Genf Siedlungen, deren Häuser aus vorgefertigten Elementen bestanden. Die Göhner AG war eine Generalunternehmerin, die vom Landerwerb über Bau und Innenausbau bis zum Verkauf oder zur Vermietung der rund 9000 Wohnun-

gen alles selber abwickelte. Dieses Konzept und noch viel mehr zeichnen die beiden Historiker Fabian Furter und Patrick Schoeck in einem mit zeitgenössischen und aktuellen Fotografien reich illustrierten Band nach.

Schweizerische Spezifika

Sie analysieren auch die Ziele Göhners, den Zeitgeist und die kontroverse Auseinandersetzung mit dieser schweizerischen Ausprägung eines gesamt europäischen Phänomens trefflich. Ihre Darstellung ist geradezu Reise in eine Zeit, in der sich die Schweiz angesichts von Wirtschafts- und Bevölkerungswachstum ähnlich herausgefordert sah wie in unseren Tagen. Man taucht ein in die planerisch und baulich ebenso expansive wie exzessive Phase, die mit der Ölkrise von 1973 ein jähes Ende fand. Göhners Bautätigkeit auf der grünen Wiese war in manchen Fällen Teil des schliesslich auf halbem Weg gestoppten Ansatzes, der aus kleinen Dörfern mittelgrosse Städte machen wollte.

Ernst Göhner selber sei nicht von planerischen Visionen beseelt gewesen, schreiben die Autoren, er habe sich bei seinem Engagement namentlich im Siedlungsgürtel vom Greifensee bis nach Baden von seinem «Bauchgefühl» leiten lassen. Nach Jahren, in denen deklarierte Ideologien wie Schnee an der Sonne geschmolzen sind, mutet die Kritik, die Göhner und seiner Bautätigkeit entgegenbrandete, heute etwas skurril an. Sie entzündete sich nicht so sehr an der profanen Architektur und schon gar nicht an der bewussten Gestaltung der grosszügigen Freiflächen über den Tiefgaragen, sondern am Profit des Unternehmers und an der homogenen mittelständischen Herkunft derjenigen, die in die Siedlungen einzogen.

Dabei waren es genau diese beiden letzten Punkte, durch die sich die Plattenbauten in der Schweiz von jenen im

Ausland unterschieden. Gerade weil sie nicht von der öffentlichen Hand realisiert wurden und nicht auch für Sozialwohnungen dienten, mussten sie einem höheren Standard gerecht werden.

Die Homogenität der Bevölkerung führte zum Vorwurf, die Siedlungen seien «Ghettos», in denen die Mittelschicht unter sich bleibe und nicht mit «richtigen Arbeitern» in Kontakt komme. Was Göhners unternehmerischen Erfolg angeht, bemühten die Kritiker die marxistische Mehrwerttheorie, gemäss der die Gewinne auf alle Beteiligten zu verteilen und nicht zu reinvestieren wären, ganz abgesehen davon, dass Göhner und seine Firma primär an Profit und nicht an der Linderung der Wohnungsnot interessiert seien.

So gelungen die milden Blicke der Autoren auf die Wohnblöcke und das Konzept dahinter sind: Zwei Defizite,



Fabian Furter, Patrick Schoeck-Ritschard: **Göhner wohnen – Wachstumseuphorie und Plattenbau.** Hier + jetzt, Baden 2013, 224 S., 474 Abbildungen, Fr. 59.–

die vielen baugeschichtlichen Darstellungen eigen sind, lassen sich auch hier identifizieren. Zum einen fehlen Stimmen von Bewohnern. In Einschüben zu Wort kommen vor allem Personen, die konzeptionell oder technisch mit den Siedlungen zu tun hatten. Hier hätte man gerne mehr von langjährigen und kurzzeitigen Bewohnern erfahren. Zum anderen wäre mehr Wirkungsgeschichte bereichernd gewesen: Wer wohnt denn heute in der helvetischen «Platte»? Ist aus der einst kritisierten Homogenität der Bewohner allenfalls eine herausfordernde Heterogenität geworden?

Spannungsfelder der Rüstungsbeschaffung

Technische, konzeptionelle und politische Hürden – ein zeitgeschichtlicher Sammelband

Charakteristisch für die schweizerische Rüstungsbeschaffung ist nicht nur die Mischung von Kauf, Lizenzfertigung und Eigenentwicklung von Rüstungsgütern, sondern auch die unablässige Opposition aus dem linken Lager.

Bruno Lezzi

Vor dem Hintergrund der Diskussionen um die Beschaffung neuer Gripen-Kampfflugzeuge kommt der erste Band der Serie «Ares», die von der Schweizerischen Vereinigung für Militärgeschichte und Militärwissenschaften betreut wird, gerade zur rechten Zeit. Dabei handelt es sich um Aufsätze in deutscher und französischer Sprache über Forschungsergebnisse, die an einer Tagung zum Thema «Schweizer Rüstung: Politik, Beschaffungen und Industrie im 20. Jahrhundert» präsentiert worden waren. Verbindende Klammer bildet eine konzise Einleitung von Rudolf Jaun, der zusammen mit David Rieder als Herausgeber zeichnet.

Mühsame Panzerbeschaffung

Dass der Rüstungssektor speziellen Gesetzen gehorcht und deshalb in mancherlei Hinsicht nicht mit anderen Wirtschaftsparten verglichen werden kann, erläutert Alexandre Vautravers. Charakteristisch ist vor allem die Abstützung sowohl auf private als auch auf staatliche Unternehmen, eine Eigenheit, die immer wieder zu Differenzen zwischen den Protagonisten der beiden Bereiche führte. Die präzise formulierte Studie von Vautravers lässt im Weiteren auch die technologischen und wirtschaftlichen Grenzen eines möglichst hohen Grades an Rüstungsautonomie

erkennen. Und die Verquickung von militärischen mit wirtschaftlichen Interessen wurde in den späten 1940er Jahren augenfällig, als beim Kauf von britischen Vampire-Kampfflugzeugen sogar Argumente der Tourismusförderung in die Waagschale geworfen wurden, wie Marco Wyss ausführt.

Detailreich beschreiben und analysieren Christian Hug, Hervé de Weck und Christoph Wyniger Fragen von Panzerentwicklung und Panzerbeschaffung unter militärischen, technischen und politischen Blickwinkeln. Nicht zuletzt aufgrund des ausgetrockneten ausländischen Marktes während des Koreakrieges wurde die Konzeption und Fertigung von Schweizer Panzern in Angriff genommen.

Wie die Geschichte der Panzer 61 und 68 zeigt, bekundete die Schweiz längere Zeit einige Mühe mit der Systemintegration. Das führte schliesslich dazu, dass später auf den Eigenbau



Rudolf Jaun und David Rieder (Hrsg.): **Schweizer Rüstung: Politik, Beschaffungen und Industrie im 20. Jahrhundert.** Serie Ares. Verlag hier + jetzt, Baden 2013, 176 S., Fr. 39.–

verzichtet wurde. Obschon sich die Schweizer Industrie überzeugt gab, einen modernen Kampfpanzer produzieren zu können, der keinen Vergleich mit ausländischen Spitzenprodukten hätte scheuen müssen, entschied man sich für eine Lizenzproduktion des deutschen Panzers Leopard 2. Nicht zuletzt hohe Offiziere der damaligen Mechanisierten und Leichten Truppen wie etwa die Divisionäre Robert Haener und Ri-

chard Ochsner setzten sich vehement für dessen Beschaffung ein.

Kampffjets in Turbulenzen

Auch die Beschaffung von Kampfflugzeugen war gegen Turbulenzen und Abstürze nicht gefeit, wie Julien Grand darlegt. Er gibt zwar einen in den Grundlinien richtigen Überblick über die Eigenentwicklungen seit dem Zweiten Weltkrieg, lässt sich aber von der vorgefassten Meinung leiten, die Schweiz sei nicht in der Lage gewesen, ein taugliches Kampfflugzeug herzustellen. Immerhin wäre der P-16 dem gleichzeitig beschafften Hunter überlegen gewesen, hätte man nur den Mut aufgebracht, trotz Rückschlägen an diesem Vorhaben festzuhalten. Es fehlte nämlich nicht am technischen Wissen, sondern an klaren Konzepten und vor allem auch am Willen des Bundesrates, die politische Führung in einer Situation der Konkurrenz zwischen den privaten Flug- und Fahrzeugwerken Altenrhein und dem staatlichen Flugzeugwerk Emmen zu übernehmen, welches das Projekt N-20 bearbeitete.

Aufschlussreich ist ebenfalls der Beitrag von Marc Lutz. Seine Darstellung der Auseinandersetzungen um den Kauf der F/A-18-Jets lässt erahnen, was erneut auf die Schweiz zukommen könnte, wenn über einen Gripen-Kauf abzustimmen wäre. Und der Text von Patrik Ernst über Projekte zur Entwicklung einer eigenen Raketenartillerie lässt deutlich werden, dass dem Schweizer Militär Erfindung und Erprobung von Hardware zuweilen näher liegt als deren konzeptionelle Einbettung.

Der Band ist – gerade unter den heutigen Verhältnissen – insofern wertvoll, als er zeigt, dass Entwicklungen stets mit Unwägbarkeiten belastet sind, auch wenn anscheinend alles bestens geplant und abgesichert ist.

Lenkung statt Förderung

Eine lange Mängelliste zur «Energiepolitik 2050»

Jens Lundsgaard-Hansen, einst Mitarbeiter von Adolf Ogi, fasst im Buch «Energiestrategie 2050 – das Eis ist dünn» die vielen Unwägbarkeiten des Atomausstiegs zusammen.

In kurzer Zeit wurde der Atomausstieg von einer rot-grünen Vision zum Credo der Parlamentsmehrheit. Die Skepsis gegenüber diesen neuen energetischen Zielen ist nun in Buchform zusammengefasst. Unter dem Titel «Energiestrategie 2050 – das Eis ist dünn» wird der Kurswechsel der bürgerlichen Parteien nach dem Fukushima-Unglück von 2011 im Kontext der damals anstehenden Nationalratswahlen interpretiert. Der Atomausstieg wird als parteipolitisch getrieben und überhastet kritisiert. Obwohl ein angriffiger Unterton im gut zu lesenden Buch dominiert, sind vom Autor Jens Lundsgaard-Hansen durchaus differenzierte Schlussfolgerungen zu lesen.

Internationale Abstimmung

So wehrt sich der heute als Kommunikationsberater tätige Verfasser gegen das erste bundesrätliche Massnahmenpaket, das stark auf Fördermassnahmen basiert. Lundsgaard-Hansen bevorzugt stattdessen eine auf Lenkungsabgaben basierende Politik. Dies, weil etwa der Staat gar nicht in der Lage sei, eine umfangreiche technische Entwicklung zu steuern und zu koordinieren. Der Autor schlägt bei der Abgabe einen Mix zwischen Zahlungen für internationale Kohlendioxid-Zertifikate und einem Anteil vor, der dann über andere Kanäle an die Einwohner zurückerstattet würde. Eine Abstützung auf die Kosten der CO₂-Emissionen ist freilich näher an der ökonomischen Lehre als rein national definierte Abgaben.

In einer solchen Förderung über ein «Marktmodell» muss aber die Konkurrenzfähigkeit des Wirtschaftsstandorts gewährleistet bleiben. Darum sei es notwendig, dass die EU und weitere Staaten eine ähnliche Politik verfolgten. «Ohne internationale Einbettung gibt es keine erfolgreiche «Energiestrategie 2050» und «Energiewende», heisst es im Buch. Eine solche internationale Eini-

gung ist freilich derzeit noch nicht in Griffnähe, zumal etwa das Handelssystem für Kohlendioxid-Zertifikate innerhalb der EU in eine Krise geraten ist.

Eine Fortsetzung, ja einen Ausbau der energetischen Förderungen hält der Autor auch deshalb für falsch, weil der vom Bundesrat nach 2020 angekündigte Wechsel zum Lenkungssystem politisch schwerfallen dürfte: In den nächsten Jahren würden nämlich überall neue Nutzniesser von Subventionen entstehen, die ihre privilegierte Position mit allen Mitteln verteidigen würden.

Kritik an KEV

Auch mit dem derzeit geltenden Ökostrom-Subventionssystem der kosten-deckenden Einspeisevergütung (KEV) geht der Autor hart ins Gericht. Dabei kann er nicht nur auf negative Entwicklungen in Deutschland verweisen, sondern auch auf Kritik, die das Staatssekretariat für Wirtschaft geäussert hat. So wird bemängelt, dass nachfolgende Generationen heutige technische Entscheidungen zu bezahlen hätten, die Beiträge an Ökostrom-Produzenten zu hoch seien und ein zunehmender Anteil der Stromproduktion nicht mehr dem freien Markt unterliegen würde.

Bei der Forderung nach Ökostrom-Pflichtquoten für Stromversorger als Ersatz für die KEV erwartet man aber als Leser, in einem Buch ausführlichere



Jens Lundsgaard-Hansen: **Energiestrategie 2050 – das Eis ist dünn. Die Schweiz und Deutschland auf neuen Wegen.** Verlag Neue Zürcher Zeitung, Zürich 2013, 275 S., Fr. 42.–

Gedankengänge zu finden; ebenso zur komplexen Frage nach Lenkungsabgaben. Auch beim politischen Rückblick hätte man sich vom Autor, der von 1992 bis 2010 Mitarbeiter im heutigen Departement für Umwelt, Verkehr, Energie und Kommunikation war, mehr gewünscht. So etwa zur Analyse der nun schon seit den 1980er Jahren (Kaiser-Augst) unter dem Strich negativen Volksmeinung gegenüber neuen AKW.

Vom Beruf zur Berufung

Porträts von Umsteigern

Andy Keel war UBS-Banker auf Direktionsstufe, als er beschloss, für mindestens ein Jahr Vollzeit-Hausmann zu werden und drei Kinder zu betreuen. Seither wird er wie ein Eisbär im Zoo bestaunt, wenn er als einziger Mann beim Babyturnen auftaucht. Es sei anstrengender zu Hause als im Büro und das Selbstwertgefühl leide unter dem fehlenden eigenen Einkommen, berichtet er in einem Interview. Aber er erlebe täglich Dutzende von Glücksmomenten, wenn sein eineinhalbjähriger Sohn ihn mit etwas Neuem überrasche.

Das Interview mit Andy Keel ist Bestandteil eines Buchs von Mathias Morgenthaler und Marco Zaugg über berufliche Neuorientierung. Es soll weder ein Karriereratgeber noch ein Selbstverwirklichungsbuch sein – so heisst es in der Einleitung. Vielmehr richte es sich an Menschen, die sich beruflich verändern wollten oder müssten und auf diesem Weg Orientierung, Inspiration und Unterstützung brauchten.

Marco Zaugg, der selbst von einer erfolgreichen Laufbahn als Jurist zum Beruf des Coachs gewechselt hat, beschreibt im ersten Teil den Ablauf von Veränderungsprozessen. Aus seiner langjährigen Beratertätigkeit kennt er den wichtigsten Hemmer von Veränderungen: Angst. Mit Porträts in Interviewform von Personen, die einen ungewöhnlichen Ausstieg oder Neuanfang gewagt haben, wollen die Autoren Mut machen zur Neuorientierung.

Die Auswahl der Interviewten ist vielfältig und überraschend: Da sind der

Leiter einer Bankfiliale, der heute mit Gewürzen, Tee und Stutenmilch handelt, die Putzfrau, die zu einer Luxusimmobilien-Maklerin wurde, oder eine Liedermacherin, die in einem Bürojob Inspiration für ihre Mundarttexte findet. Der Leser oder die Leserin kann in



Mathias Morgenthaler, Marco Zaugg: **Aussteigen – Umsteigen. Wege zwischen Job und Berufung.** Zytlogge-Verlag, Oberhofen b. Thun 2013, 320 S., Fr. 36.–

direkten Kontakt mit den porträtierten Personen treten – bei den meisten Porträts sind E-Mail-Adressen angegeben.

Wer nach der Lektüre einen Tatendrang zur Veränderung des eigenen Berufslebens verspürt, der findet im letzten Teil des Buches Anregungen für konkrete erste Schritte. Eine Interessen-Biografie erstellen, die eigenen Erfolge und Stärken aufschreiben oder sich nach der Bedeutung von Geld, Rang und Titel fragen: Dies alles und vieles mehr soll Orientierung in das eigene Leben bringen und dazu beitragen, dass Menschen «ihre eigene Geschichte schreiben, statt die Ziele anderer zu erfüllen».

Weitere Informationen und Arbeitsmaterialien auf <http://www.aussteigen-umsteigen.ch>.